

Clive Archer und Pertti Joenniemi (eds.): *The Nordic Peace*. Aldershot: Ashgate 2003, 228 S.

Lars Hovbakke Sørensen: *Nordenforestillinger i dansk politik 1945–1968*. Århus: Forlaget Historia 2005, 252 S.

Monika Janfelt: *Att leva i den bästa av världar. Föreningarna Nordens syn på Norden 1919–1933*. Stockholm: Carlsson bokförlag 2005, 256 S.

Åke Landqvist: *Nordismen inifrån. Möten – minnen – människor*. Stockholm: Föreningen Norden 2005, 136 S.

Um die nordische Zusammenarbeit ist es in den vergangenen Jahren zunehmend stiller geworden. Bereits in den achtziger Jahren angesichts der wieder an Tempo gewinnenden europäischen Integration ins Hintertreffen geraten, fristet sie seit den politischen Umbrüchen 1989/90 und dem EU-Beitritt Finnlands und Schwedens ein Schattendasein. Durch die Entstehung und Institutionalisierung umfassenderer Kooperationsräume wie der Ostsee- und der Barentsregion sowie der *Nördlichen Dimension* der EU hat sie erhebliche Konkurrenz bekommen und wird inzwischen vorwiegend als Problemkind wahrgenommen. Über die aktuelle Krise gerät leicht in Vergessenheit, dass es sich bei der nordischen Zusammenarbeit mit ihrer Geschichte von bald 200 Jahren nicht nur um eines der ältesten *region-building*-Projekte handelt, sondern auch um ein vergleichs-

weise erfolgreiches. Wie einige der Neuerscheinungen in den letzten Jahren zeigen, ist die Beschäftigung mit historischen Aspekten der nordischen Region im Hinblick auf eine Reihe aktueller Fragen durchaus lohnenswert.

Monika Janfelt z. B. widmet sich dem nordischen *region-building* während der Zwischenkriegszeit und versucht, „den ‚Traum‘ von einem harmonisch einheitlichen Norden“ im Zeitraum zwischen 1919 und 1933 einzufangen („att infånga ‚drömmen‘ om det harmoniskt enhetliga Norden“, S. 13). Mithilfe eines konstruktivistischen Zugangs untersucht sie, wie Selbstbild und Selbstverständnis im Kreis der *Föreningarna Norden* konstruiert und formuliert worden sind. Bei den *Föreningarna Norden* handelt es sich um national organisierte private Vereine,

die nach dem Ersten Weltkrieg gegründet wurden, um Kontakte, Verständigung und Zusammenarbeit zwischen den nordischen Ländern zu befördern. Zunächst entstanden 1919 parallel drei Vereine in Dänemark, Norwegen und Schweden, 1922 kam einer auf Island hinzu, und 1924 kam es schließlich auch in Finnland zur Gründung eines Vereins. blieb die Mitgliedschaft in der Zwischenkriegszeit noch auf den Kreis der Eliten beschränkt, entwickelten sich die Vereine nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zuletzt aufgrund der positiven Erfahrung von Zusammenarbeit während des Krieges zu einer Art Volksbewegung, die wesentliche Anstöße zum Ausbau und zur Institutionalisierung der nordischen Zusammenarbeit gegeben hat. Janfelt begründet ihr Interesse auch im Hinblick auf die heutige Europadiskussion, jedoch lassen sich die grundlegenden Erkenntnisse ohne weiteres auch auf sub-regionale Kooperationsräume beziehen.

Quellengrundlage der Studie sind die von den Vereinen gemeinsam herausgegebenen Jahrbücher (1920–1929) bzw. Kalender (1930–1934), die neben Beiträgen zu verschiedenen Themen und Mitteilungen auch Jahresübersichten über nordische Veranstaltungen sowie zeitweise außerdem Überblicksdarstellungen zur politischen Entwicklung in den einzelnen Ländern enthalten. Darüber hinaus wertet die Verfasserin Korrespondenz und Akten aus den Vereinsarchiven aus.

Nach einem ersten Kapitel zur Gründung der Vereine in Dänemark, Norwegen und Schweden werden verschiedene Begründungen nordischer Einheit aufgespürt und ausgeführt, welche Aufgaben sich daraus für die Vereine ergaben. Das dritte Kapitel geht der Verbreitung und Reproduktion des nordischen Gedankens nach und gibt dabei auch einen Überblick über die verschiedenen Tätigkeitsfelder der Vereine. Das nachfolgende Kapitel untersucht das Verhältnis von regionaler und nationaler Identität. Hier arbeitet Janfelt klar heraus, dass die Zusammenarbeit auf der Grundlage von nationaler Unabhängigkeit und nur unter Wahrung der jeweiligen Interessen stattfinden konnte. Der Norden steht zum Nationalstaat, dem der politische Primat zukommt, in einem komplementären Verhältnis, indem er eine Möglichkeit zu dessen funktionaler Erweiterung darstellt. Nordismus lässt sich so auch als Internationalismus lesen, welcher im damaligen Kontext allerdings nur im begrenzten Kreis praktikierbar schien. Ein eigenes Kapitel ist dem Umgang mit internen Konflikten unter den nordischen Ländern gewidmet, die beispielhaft anhand des zwischen Finnland und Schweden ausgetragenen Streits um die Ålandinseln sowie den Auseinandersetzungen zwischen Dänemark und Norwegen um die Souveränitätsrechte auf Grönland dargestellt werden; die Frage der Zugehörigkeit Islands zum Norden wird in diesem Abschnitt ebenfalls the-

matisiert. In diesem Zusammenhang richtet Janfelt ihr Augenmerk auch auf das Problem von Hierarchien und Peripherie-Zentrum-Konflikten innerhalb der Region. Sehr klar tritt hervor, dass bei allen Versuchen, das Gleichheitsprinzip anzuwenden und eine ausgewogene Balance zu wahren, doch die „Kernländer“ Dänemark, Schweden und – schon mit gewissen Einschränkungen – Norwegen einen weitgehend unbestrittenen Status genossen, während Finnland und Island an den Rändern nicht in gleichem Maße allseitig eingebundene und in der Praxis gleichwertige Partner in der Zusammenarbeit waren. Umso wichtiger war Finnland jedoch für die Abgrenzung der Region nach Osten, wie das nachfolgende Kapitel plastisch vor Augen führt: Die „angeheiratete“ Verwandtschaft („ingift“, S. 177) markierte die östliche Zivilisationsgrenze, die im Rahmen einer über die Jahrhunderte entwickelten „Blutsbrüderschaft“ („fostbrödrag“, S. 181) zu verteidigen war. Umgekehrt bedeutete die Gemeinschaft der nordischen Länder für Finnland die Zugehörigkeit zum Westen, zu Europa. Viel klarer noch als im peripheren Finnland stellte sich die Frontstellung im Süden dar, wo das nordische Ur- und Kernland Dänemark in Opposition zu Deutschland gebracht wurde.

In einem kürzeren Kapitel legt die Verfasserin dar, wie man bei der Abgrenzung der Region gegenüber dem internationa-

len Umfeld auf die Friedlichkeit der nordischen Länder rekurrierte. Die Grenze zwischen Europa und dem Norden war die zwischen Chaos und Ordnung, zwischen Krieg und Frieden. Krieg unter den nordischen Staaten galt als undenkbar und wäre praktisch einem Bürgerkrieg gleichgekommen. Der Norden wurde als Beispiel und Vorbild für den Rest der Welt angesehen, wie zwischenstaatliche Konflikte konstruktiv gelöst werden können. In diesem Sinne sahen die Norden-Aktivist*innen, wie Janfelt erkennen will, im Norden die ideale Gesellschaft auf Erden.

An dieser Stelle wird übrigens leider zum einzigen Mal in dem Buch ein Bezug zu dessen Titel hergestellt. Insgesamt bleibt daher das erweckte Interesse an der Frage weitgehend unbefriedigt, ob die nordistischen *region-builder* etwa im Sinne Leibniz' in dem von ihnen konstruierten Norden tatsächlich die beste aller möglichen Welten sahen – entsprechend lässt sich z. B. ein Teil der Rhetorik zu nordischen Alternativen im Rahmen der späteren nationalen Debatten über die europäische Integration deuten. Hingegen finden sich zumindest keine Hinweise, dass die Verfasserin den Titel in der Tradition von Voltaires *Candide* oder Wilhelm Ludwig Wekhrlins *Monolog einer Milbe im siebenten Stock eines Edamerkäses* ironisierend gewählt hat.

Warum die Verfasserin den Untersuchungszeitraum bereits 1933 enden lässt,

wird leider ebenfalls nicht schlüssig dargestellt. Sicherlich stellt die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland eine Zäsur dar, nach der das politische Klima in Europa deutlich konfliktträchtiger wurde; zudem flaute der Nachkriegsoptimismus ab, und auch in den nordischen Ländern wurde zunehmend Skepsis gegenüber dem Völkerbund geäußert. Wie Janfelt selbst schreibt, bestand daher durchaus Druck zugunsten stärkerer nordischer Zusammenarbeit, was sich nicht zuletzt in der konsequenten außenpolitischen Orientierung Finnlands in Richtung der anderen nordischen Länder manifestierte. Die Untersuchung über die Aufbauphase der *Föreningarna Norden* hinaus bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fortzuführen, hätte die Möglichkeit geboten, das nordische *region-building* über den gesamten historischen Abschnitt der Zwischenkriegszeit hinweg zu verfolgen. Hier bleibt also ein Desiderat bestehen.

Janfelts gut durchgearbeitete Studie stellt nach den Arbeiten von Jan A. Andersson (1990, 1994) und Svein Olav Hansen (1994) einen Meilenstein der Forschungsliteratur zum Thema dar. Außerdem kann das Buch, anders als die genannten Werke, durchaus als *region-building*-Studie gelten, auch wenn die Verfasserin auf einen systematisch entwickelten theoretisch-methodischen Rahmen verzichtet und ihre geschichtswissenschaftliche Ar-

beit weder dezidiert so betitelt noch den Zusammenhang zur entsprechenden bereits existierenden Forschung hergestellt hat. Die Ausbreitung und Interpretation des Materials beantworten die im Verlauf des Buches aufgeworfenen einschlägigen Fragen. Diese spannend zu lesende und erhellende Untersuchung sollte daher unbedingt zum Kanon der Grundlagenliteratur gezählt werden.

Die historische Perspektive ist auch zentral in einem Band, den Clive Archer und Pertti Joenniemi über ein Thema herausgegeben haben, das an einen im 20. Jahrhundert prominenten Diskurs über die nordische Region anknüpft, nämlich den der Friedlichkeit („peacefulness“). Aus dem Blickwinkel der internationalen Beziehungen und der Friedensforschung wird der Norden unter dem Label des „Nordic Peace“ als exemplarischer Fall des so genannten „Demokratischen Friedens“ analysiert. So vage dieses Konzept, das auf der empirischen Beobachtung fußt, dass demokratische Staaten bei der Lösung von Konflikten untereinander nicht zum Mittel der Gewalt greifen, in Teilen auch ist, so fruchtbar könnte sich die historische Untersuchung der nordischen Länder als empirische Basis erweisen, indem sie Anhaltspunkte für die Entstehungsbedingungen von Friedenszonen, Sicherheitsgemeinschaften und einen Demokratischen Frieden liefern kann.

Das Buch untersucht zum einen, ob der Norden denn in der Tat als besonders friedlich angesehen werden kann, ob es sich hier um eine so genannte Friedenszone handelt und, wenn dies der Fall ist, wie es dazu gekommen ist. Darüber hinaus wird nach möglichen Lehren gefragt, die aus dem nordischen Beispiel für andere Regionen der Welt bzw. für die Sicherheit nach dem Ende des Ost-West-Konflikts gezogen werden können. Außerdem wird thematisiert, inwieweit sich von einem sozialen Frieden sprechen lässt, der auch die Minderheiten innerhalb des Nordens umfasst.

Der Band beginnt mit einer Einführung Clive Archers, in der die theoretischen Begrifflichkeiten diskutiert und Forschungsfragen dargelegt werden. Die nachfolgenden Kapitel versammeln eine Anzahl von Fallstudien zu so genannten „non-wars“: Fällen, die grundsätzlich das Potenzial zu ernsthaften Konflikten (und ihrer gewaltsamen Austragung) besaßen, jedoch friedlich gelöst werden konnten. Magnus Ericson zeigt, dass ein stabiler Frieden in den schwedisch-norwegischen Beziehungen – anders als vielfach angenommen – nicht innerhalb von nur wenigen Jahren nach Auflösung der Union 1905 erreicht werden konnte, sondern sich letztlich erst bis Anfang der dreißiger Jahre nach der erfolgten demokratischen Konsolidierung Schwedens und vor dem Hintergrund gleichartiger geo-

politischer Orientierungen entwickelte. Die graduelle Loslösung Islands von Dänemark stellt Gunnar Karlsson zufolge einen herausragenden Fall der friedlichen Lösung eines inter-ethnischen Konflikts dar.

Die drei Beiträge des Bandes, die sich mit den autonomen Gebieten beschäftigen, zeichnen ein durchaus differenziertes Bild von der Wirklichkeit der Autonomie. Wie Lise Lyck zeigt, sind in Grönland verstärkt Forderungen nach mehr Einfluss zu beobachten, die allerdings bislang nicht zu krisenhaften Zuspitzungen wie auf den Färöern geführt haben. Dort hat der vergleichsweise junge Nationalismus seit der Fischerei- und Bankenkrise 1992 die Beziehungen zum dänischen Mutterland merklich verschlechtert; Lyck diagnostiziert ernsthafte Verständnisschwierigkeiten, Misstrauen gegenüber der Regierung in Kopenhagen und verstärkte Unterstützung für die Unabhängigkeit. Die Färöer stellen demnach untypischerweise für den „nordischen Frieden“ einen Fall von mehr Konflikt als Konfliktlösungspraxis dar. Ganz anders sieht es im Falle der Åland-Inseln aus: Diese konnten, legt Mitherausgeber Pertti Joenniemi dar, nicht nur ihren Demilitarisierungs- und Autonomiestatus auch nach dem Ende des Ost-West-Konflikts behaupten, sondern vermochten es überdies, im Zuge der EU-Beitrittsverhandlungen Finnlands ihre besonderen Interessen der Zentralregierung in Helsinki gegenüber geltend zu machen und

schließlich sogar einen akzeptierten Sonderstatus auszuhandeln, der ihnen in der postmodernen politisch-räumlichen Organisation im „neuen“ Europa nach 1989 eine Art Vorreiterrolle verschafft.

Ein weniger bekannter und in seiner Bedeutung nach auch keineswegs mit den übrigen Konflikten zu vergleichender Streit spielte sich 1983 zwischen Dänemark und Schweden um Ölbohrungen in der Nähe der Insel Hesselø im Kattegat ab. In einem konzisen Beitrag legt Håkan Wiberg Hintergrund, Entstehung und Beilegung des Konflikts dar und untersucht, welche nationalen, nordischen und internationalen Faktoren dazu beitrugen, dass diese zudem großteils von den Medien im Sommerloch hochgespielte Auseinandersetzung eskalieren konnte. Ebenfalls um wirtschaftliche Interessen ging es in verschiedenen Konflikten zwischen Island und Norwegen, derer vier von Tore Henriksen analysiert werden. Henriksen stellt fest, dass das weitgehende Entgegenkommen, das Norwegen seinem nordischen Nachbarn Island über die reine Interessenlage hinaus entgegengebracht hat, in Teilen auch auf die historische und kulturelle Nähe der Partner zurückzuführen sei. Die Frage jedoch, ob die nordischen Länder Konflikte untereinander besser lösen als andere bzw. ob die internordische Perspektive letztlich entscheidend für die Regelung des Konflikts war, lässt er unbeantwortet.

Die übrigen Fallstudien beschäftigen sich mit Minderheitenfragen, die ebenfalls oftmals Anlass für gewaltsame Auseinandersetzungen sind. Jørgen Kühl verweist darauf, dass eine gründliche historische Analyse der Konfliktbeilegung im Falle der deutschen bzw. der dänischen Minderheit in Nord- bzw. Südschleswig nach wie vor fehlt. Insofern sei die „schleswig'sche Erfahrung“ nicht als Blaupause für die Lösung von Minderheitenkonflikten andernorts anwendbar. Für den „nordischen Frieden“ sei dieser Fall nur insofern relevant, als der Konflikt überhaupt gelöst werden konnte. Als gelöst sieht Henrik Stenius auch die Sprachfrage in Finnland an. Mehr noch als im Fall der Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzgebiet sind aber Stenius zufolge die finnlandschwedischen Bürger Finnlands nicht als Minderheit, sondern als Teil einer gemeinsamen politischen und sozialen Kultur anzusehen.

Mit den Roma, den Juden, den Kvenen (einer finnischsprachigen Minderheit) in Norwegen sowie der russischen Minderheit in Finnland sind einige der nicht-autonomen Minderheiten in den nordischen Ländern Gegenstand der Untersuchung von Lauri Hannikainen und Sia Spiliopoulou Åkermark. Verglichen mit den vorhergehenden Minderheiten ist die Position dieser teils auch in sich heterogenen und über lange Zeit Diskriminierung und negativen Einstellungen der Mehrheitsbevölkerungen ausgesetzten Gruppen bedeutend schwächer. Die

Stärkung kultureller und religiöser Identitäten in den letzten Jahrzehnten hat in Verbindung mit internationalen Übereinkünften zum Schutz von Minderheitenrechten auch den nordischen Ländern noch Hausaufgaben aufgegeben.

In einer abschließenden Analyse diskutiert Pertti Joenniemi den „nordischen Frieden“ jenseits der Begrifflichkeit einer Sicherheitsgemeinschaft. Dabei stellt er fest, dass der Norden als Beispiel einer Sicherheitsgemeinschaft unbestritten, aber dennoch wenig erforscht sei, „more celebrated than investigated“ (S. 201); in der Regel werde er als Sonderfall vernachlässigt, indem die spezifischen Eigenarten betont werden. Allerdings sei auch eine Betrachtung als Vorreiter möglich, wenn die Perspektive auf Entwicklung eines globalen Friedens gerichtet werde. Dabei stellt sich der Norden als eine „community of asecurity by default“ statt wie im Falle Europas „desecuritization by design“ dar (S. 205), hier handelt es sich nicht um ein Sicherheitsprojekt, mit dem gezielt eine kriegerische Vergangenheit hinter sich gelassen werden sollte. Entschieden wendet sich Joenniemi gegen die verbreitete Sichtweise, die gemeinsame nordische Identität als bloßes Überbleibsel eines *nation-building*-Projekts zu betrachten, dessen Scheitern man sich immer noch nicht eingestehen wolle. Es bleiben, so Joenniemi, viele ausstehende Fragen, die den Norden weiterhin zu

einem interessanten Studienobjekt machen.

In der Zeit nach 1945 ist die nordische Zusammenarbeit immer wieder als Alternative zur europäischen Integration präsentiert worden. Verwunderlich ist dies insofern nicht, als die nordischen Zusammenarbeitstraditionen erheblich älter als die Ideen zur europäischen Einigung sind. Zudem entwickelten sich die Pläne zur europäischen Integration erst im Laufe der fünfziger Jahre und mussten sich von daher gegen den bereits etablierten nordischen Gedanken durchsetzen. Im Einzelnen gibt es jedoch immer noch recht wenige Forschungsergebnisse zu diesem Komplex, insbesondere fehlen ideengeschichtliche Untersuchungen. Hier stößt Lars Hovbakke Sørensen mit seiner Dissertation über die Nordenvorstellungen in der dänischen Politik also in eine Lücke. Auf mehrfache Anregung hin ist die bereits 2002 eingereichte, zunächst unveröffentlichte Arbeit – wenn auch erst drei Jahre später und in einer sehr einfachen, typoskriptartigen und leider weiter kaum bearbeiteten Fassung – nunmehr im Druck erschienen.

Der Verfasser untersucht die Geschichte des Nordenbegriffs in der dänischen politischen Debatte zwischen 1945 und 1968. Seine Frage lautet dabei, worin die besonderen nordischen Interessen bzw. Werte bestehen, auf denen die angenommene

Gemeinschaft basieren soll. Die Analyse widmet sich einerseits der Entwicklung der Ideen und andererseits deren Gebrauch in der politischen Debatte sowie den dahinter stehenden politischen Motiven der Akteure. Die umfassende empirische Untersuchung baut auf dem diskursanalytischen Zugang Reinhard Kosellecks auf und berücksichtigt die vier „großen“ Parteien Dänemarks, die das außenpolitische Establishment bilden: die sozialdemokratische Partei, die sozial-liberale *Radikale Venstre*, die konservative Partei und die liberale Partei *Venstre*.

Bei der Vertiefung der Analyse über den relativ langen Untersuchungszeitraum konzentriert sich Sørensen auf drei zeitliche Schwerpunkte: den Zeitraum 1948/49, als Verhandlungen um ein skandinavisches Verteidigungsbündnis geführt wurden und ein erster Anlauf zu engerer wirtschaftlicher Zusammenarbeit im Rahmen einer Zollunion unternommen wurde; die Jahre 1956–58, als parallel zu letzteren Verhandlungen auch um die Gründung einer umfassenden europäischen Freihandelszone bzw. um die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft verhandelt wurde; und das Jahr 1968, der ersten Phase der Verhandlungen über eine nordische Zoll- und Wirtschaftsunion (*Nordek*). Während die diachrone Betrachtungsweise die begriffliche Entwicklung über den längeren Zeitraum zu beobachten erlaubt, ermöglicht der synchrone Vergleich, die

Positionen der Parteien bzw. der sie vertretenden Politiker zueinander in Beziehung zu setzen. In jedem Abschnitt wird zunächst die politische Debatte untersucht und in einem weiteren Schritt sodann den Motiven hinter dem Gebrauch des jeweiligen Nordenbegriffs nachgespürt.

Die empirische Materialgrundlage der Arbeit fußt im Wesentlichen auf den Protokollen des Reichstags (bis 1953) und des *Folketing* (ab 1953), den Protokollen von Sitzungen des Beratenden Außenpolitischen Ausschusses des *Folketing* (*udenrigsnaevn*) und von gemeinsamen Sitzungen des Ausschusses mit dem Versorgungsausschuss (*vareforsyningsudvalg*) des *Folketing*, den Protokollen von Fraktionssitzungen der vier Parteien sowie den Protokollen des Nordischen Rates. Darüber hinaus bezieht Sørensen u. a. Wiedergaben von Politikerreden in Zeitungen und Briefmaterial aus den Archiven der Parteien sowie Briefe und Tagebücher einzelner Politiker ein.

Zusammengefasst sieht Sørensen seine These einer engen Abhängigkeit der Vorstellungen von der Zugehörigkeit der Politiker zu ihrer jeweiligen Partei bestätigt. Die Sozialdemokraten waren nach dem Kriege zunächst an einer gemeinsamen neutralen sicherheitspolitischen Orientierung interessiert, später trat dann das Motiv des Wohlfahrtsstaates hinzu, der zu-

nächst im exklusiven nordischen Rahmen aufgebaut und Ende der sechziger Jahre schließlich durch einen EWG-Beitritt nach Europa exportiert werden sollte. Die Radikalliberalen hingegen waren sicherheitspolitischer Zusammenarbeit gegenüber skeptisch eingestellt und sprachen sich zunächst für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Integration aus. Daher unterstützten sie in den fünfziger Jahren sehr stark die Pläne für eine nordische Zollunion. Im Zuge der *Nordek*-Debatte befürchteten sie politische Konsequenzen einer dänischen EWG-Mitgliedschaft und versuchten daher, zumindest durch Beitritte der übrigen nordischen Länder sowie Großbritanniens ein Gegengewicht zu Kontinentaleuropa aufzubauen. Politiker der konservativen Partei favorisierten anfänglich vor allem sicherheitspolitische Zusammenarbeit unter gemeinsamer Anbindung an den Westen, sprachen sich in den fünfziger Jahren eher für eine EWG- sowie aus parteitaktischen Gründen dann zugunsten einer EFTA-Mitgliedschaft Dänemarks aus. Ende der sechziger Jahre machte sich in breiten Teilen der Partei Skepsis gegenüber den politischen Folgen eines EWG-Beitritts bemerkbar. Insgesamt war die Haltung der Partei deutlich diffuser als die der anderen. Die liberale *Venstre*-Partei sah 1948/49 ebenfalls eine sicherheitspolitische Interessengemeinschaft in der gemeinsamen Anbindung an die Westmächte, in Fragen der wirtschaftlichen Integration aber trat sie von An-

fang an relativ klar für eine EWG-Mitgliedschaft Dänemarks ein.

Im Ganzen lassen sich also unterschiedliche Auffassungen sowohl unter als teils auch innerhalb der Parteien ausmachen. Dass sich zudem über die Zeit in verschiedenen internationalen und innenpolitischen Kontexten unabhängig von den politisch-ideologischen Grundanschauungen der jeweilige Inhalt und die Gewichtungen verändern können, macht das Gesamtbild durchaus komplex. Zu verschiedenen Zeitpunkten definierten unterschiedliche politische Akteure den Norden als sicherheitspolitische Interessengemeinschaft, als allgemeinere Kulturgemeinschaft auf der Grundlage gemeinsamer Geschichte und gemeinsamen bzw. ähnlichen historischen Erfahrungen, als Wertegemeinschaft (z. B. im Hinblick auf den Wohlfahrtsstaat) oder eben als nicht abgrenzbare Gemeinschaft (wie im Falle der europapolitischen Argumentation der *Venstre*-Partei).

Auch wenn es sich bei der Arbeit von Sørensen nicht um eine rein ideengeschichtliche Untersuchung der Begriffsentwicklung handelt, sondern unterschiedliche begriffliche Konstruktionen hier mit erklärender Ereignisgeschichte in Beziehung gesetzt werden, bleibt es ein großes Verdienst der Arbeit herauszuarbeiten, dass ein kollektives nordisches Zusammengehörigkeitsgefühl sich nicht nur bei den Sozialdemokraten etabliert

hatte, wie die bisherige Forschung nahe legte. Gerade angesichts dieses Befundes ist es mehr als ärgerlich, dass eine kurz vor Einreichung der Arbeit erschienene Untersuchung von Vibeke Sørensen, die der Verfasser nicht mehr ausführlich berücksichtigt hat, weil seine eigene Studie bereits fertig war, zwar in der Forschungsübersicht erwähnt wird, im Literaturverzeichnis aber nicht aufzufinden ist. Wäre zumindest die bloße Nennung des Titels zumutbar gewesen (Anmerkung 46 erläutert immerhin den eben geschilderten Sachverhalt), so ist das Fehlen selbst in einer ansonsten nicht überarbeiteten Druckfassung kaum entschuldbar. Schließlich grenzt sich der Verfasser mit seiner Arbeit explizit von der These Vibeke Sørensens ab, dass die innenpolitischen Motive der Sozialdemokraten entscheidend für ihre Nordenpolitik gewesen seien und die nordische Zusammenarbeit überhaupt praktisch ein rein sozialdemokratisches Projekt, eine sozialdemokratische Alternative zu Europa, gewesen sei.

Kritisieren ließe sich auch, dass die Auffassung, nach der nicht nur die Staaten, sondern auch gesellschaftliche Gruppierungen innerhalb der Staaten als Akteure angesehen werden, die auf die Formulierung der jeweiligen Außenpolitik Einfluss nehmen, in der Lehre von den internationalen Beziehungen kaum unter der von Sørensen gewählten Bezeichnung als „plu-

ralistische Analysetradition“ einschlägig ist. Viel schwerwiegender ist jedoch die Entscheidung des Verfassers, den dritten vertieften Untersuchungszeitraum auf das Jahr 1968 zu beschränken. Sørensen begründet dies damit, dass sich die Situation der *Nordek*-Verhandlungen durch den Rücktritt de Gaulles als französischer Staatspräsident schlagartig änderte, da ein EWG-Beitritt Großbritanniens und infolge dessen auch der nordischen Länder wieder aktuell wurde. Diese Begründung erscheint jedoch gerade in diesem Punkt wenig gerechtfertigt, hätte die Weiterführung der Untersuchung bis zum Scheitern der *Nordek*-Verhandlungen 1970 doch gerade ganz entsprechend der Zielsetzung des Projekts den Wandel bzw. die Anpassung der Vorstellungen vom Norden an den veränderten internationalen Kontext erst vollends ermöglicht. Diese zuletzt gemachten Einschränkungen sollten aber nicht darüber hinweg täuschen, dass Lars Hovbakke Sørensen mit seiner Studie Pionierarbeit geleistet hat.

Mit Åke Landqvist schließlich legt einer der Veteranen der Norden-Bewegung seine Erinnerungen vor. Über ein Vierteljahrhundert lang war Landqvist für den schwedischen Verein *Föreningen Norden* als Sekretär und später Generalsekretär tätig. Zwischen 1977 und 1979 war er außerdem Sekretär des Dachverbandes der nationalen Vereine (*Föreningarna Nordens Förbund*, FNF). Neben dem An-

liegen, einen Abschlussbericht seiner Arbeit als „Volksbildner“ im Dienste des Nordismus zu liefern, möchte Landqvist Einblicke in den praktischen „Graswurzelnordismus“ geben, der aus seiner Sicht in den vorliegenden Untersuchungen und Analysen allzu sehr vernachlässigt wird. Im Zentrum seiner Schilderungen steht daher immer wieder die Arbeit in den Lokalabteilungen, wo Landqvist den Quell des nordischen Gedankens verortet. Aber auch zahlreiche, teils anekdotenhafte Erlebnisse auf Vortragsbesuchen, bei Kursen und auf Konferenzen sowie Gespräche mit Aktiven zeichnen ein liebevolles Bild einer zwar nicht besonders großen, doch in ihrem Bemühen um die Verbreitung des Grundgedankens nordischer Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit erfolgreichen Volksbewegung. Sehr persönlich gehalten sind auch die fünf Porträts recht verschiedener führender und prägender Gestalten der schwedischen Norden-Bewegung. Wenngleich diese besonders hervorgehoben werden, vergisst Landqvist darüber jedoch nicht die vielen anderen Personen, die sich ideell für die Sache einsetzten und dabei in ganz unterschiedlicher Weise wirkten und Akzente setzten. An vielen Stellen wird der einen oder anderen treibenden Kraft („nordisk eldsjäl“) und einer speziellen Variante davon, den „lokalen Verrückten“ („lokal galning“), die die Arbeit vor Ort in den Lokalabteilungen leisten, anonym ein Denkmal gesetzt.

Gleichwohl handelt es sich bei dem Buch von Landqvist nicht um eine sentimentale Rückschau, die Idee und Wirklichkeit der nordischen Zusammenarbeit verklärt und aktuelle Probleme verschweigt. Im Gegenteil, der Verfasser misst sehr wohl den Puls der Bewegung und spart dabei nicht mit kritischen, teils mahnenden Worten. Bei allem subtilem Humor lässt sich der Band durchaus auch als *debattbok* lesen. Bei weitem nicht allein, aber doch in besonderem Maße bietet der Abschnitt „Mit dem Alltagsnordismus am Rednerpult“ („Med vardagsnordismen i talarstolen“, S. 37–63) tiefe Einblicke in Landqvists Arbeit und das alltägliche Vereinsleben. Gelegentlich nimmt sich besagtes Rednerpult fast als Kanzel aus, etwa wenn Landqvist fünf Glaubenssätze des „nordischen Katechismus“ vorstellt. So kommt die Verbreitung des nordischen Gedankens quasi der Verkündigung eines Evangeliums gleich, die Früchte der Zusammenarbeit erscheinen als Segnungen und die Funktionäre oft genug als Propheten, die allzu oft *zu* statt *mit* den Menschen sprechen. Spätestens hier wird klar, dass diese Bilder eher augenzwinkernd gemeint sind. Landqvist kritisiert nämlich auch Bombast und Phrasenreichtum und konstatiert übertriebenes Wohlwollen bei der Konfrontation mit der Wirklichkeit sowie eine Neigung zu Nabelschau und Eigenlob, die selbst Sympathisanten abschrecke (S. 10–11). Drängt sich schon bei Begriffen wie „Lemmingzug nordischer Gemeinschaft“ („lämmel-

tåg av nordisk gemenskap“, S. 11) die Frage auf, wie bewusst und gezielt sich die Mitglieder einbringen, tritt an anderer Stelle sehr viel deutlicher das Risiko einer Entwicklung von der Avantgarde zum Traditionsverein hervor. Landqvist stellt inhaltlich eine programmatische Unterentwicklung und sogar „Entnordifizierung“ der Arbeit auf der lokalen Ebene des „gesellschaftlichen Nordismus“ („sällskapsnordism“) fest. Dementsprechend fordert er auch, die interne Arbeit nicht ab-, sondern weiter zu entwickeln und den „Alltagsnordismus“, die gelegentlich vielleicht allzu selbstverständlich gewordene Zusammenarbeit, wieder zu entdecken.

Weitere Schwerpunkte des Buches sind die großen Kampagnen und Projekte, in denen z. B. das gegenseitige Sprachverständnis gefördert werden soll, organisierter Briefwechsel zwischen Schulklassen initiiert wird oder im Rahmen des Programms *Nordjobb* Ferienjobs vermittelt werden. Außerdem geht Landqvist auf „nordische Zentren“ ein, eine Reihe von Bildungseinrichtungen und Begegnungsorten einerseits, die in den verschiedenen Ländern bestehen, sowie den 1965 gegründeten Dachverband *Föreningarna Nordens Forbund* andererseits.

Auffällig im Vergleich zu manch anderen Publikationen zur nordischen Zusammenarbeit ist die durchgängige Betonung von internationalen – europäischen wie globa-

len – Zusammenhängen und deren Veränderlichkeit. In seinem abschließenden „Versuch einer europäischen Synthese“ (S. 121–131) diagnostiziert Landqvist, dass die Idee des Nordismus als verändernde Kraft ihre besten Tage wohl gesehen habe. Gleichwohl gelte es, den Blick nach vorn zu richten, auf Europa und auf die nordisch-baltische Region – aber auch auf den Norden. Ohne Scheu fordert er dazu auf, Ziele neu zu justieren und sich von Veraltetem zu trennen. Vor allem müsse der grundlegenden Ideologie der Vortritt gegenüber jahrzehntelang aufgebauten Strukturen gelassen werden, deren Funktionalität angesichts veränderter Rahmenbedingungen in Frage steht. Dass er diese Arbeit nicht erst seinen Nachfolgern überlassen will, hat Landqvist schon in den neunziger Jahren durch sein Engagement für die Ostseekooperation bewiesen.

Sowohl das Buch von Landqvist als auch die Untersuchung von Janfelt stellen die Bedeutung zivilgesellschaftlichen Engagements für die Verankerung des nordischen Gedankens heraus. Angesichts der aktuellen Diskussionen über die Rolle zivilgesellschaftlicher Akteure im Prozess des *region-buildings* ist den hier gewonnen Einblicken und Erkenntnissen großer Wert zuzusprechen.

Krister Hanne (Berlin)